

5

Er betrachtete die Fußstapfen im Schneematsch. Soweit er es beurteilen konnte, waren nur seine eigenen vorhanden, die von der Tür wegführten. Er würde jetzt neue hinterlassen, wenn er diese letzten Schritte setzte. Er blickte auf die Tür. Ausfahrt freihalten. Ein gelbes Schild, das ihm zuvor gar nicht aufgefallen war, prangte über dem Quergriff. Links neben den Stufen, von einem Maschendrahtzaun bewehrt, lagen die Parkplätze. Sie waren leer. Rechts in den Fenstern nahm er einen zögerlich warmen Lichtschein wahr. Zwei Schritte bis zur Stufe, dann stünde er unter dem kleinen Vordach. Dort war es trockener als hier auf der Straße. Dort wäre er näher bei ihr, und auch wieder im Dunkeln.

Sie nahm das Leintuch, das er dort hingelegt hatte, wo jetzt auch ihre Kleider lagen. Sie entfaltete es und hielt es sich vors Gesicht. Tiefer hinein steckte sie ihre Nase und konnte ihn doch nicht riechen. Nichts hatte er dagelassen. Kein Aftershave, das noch im Tuch hing. Kein Schweißzeichen von Stress oder Ungewaschenheit. Keinen Sehnsuchts Tropfen, der ihm freiwillig oder unfreiwillig entkommen wäre. Nur Falten hatte er in das Tuch gemacht, dort, wo er es sich unter die Achseln gestopft hatte. Sie hielt sich das Tuch vor den Leib und spürte in diese kühle Wärme hinein. Trotz der Falten war das Leinen immer noch steif. Sie spürte die heiße Wärme von hinten. Die Zungen des Feuers. Sie würden lodernd nach ihr greifen, sie erfassen und anstecken, wären sie nicht durch das Glas getrennt. So aber waren sie dazu angehalten, sich zu befriedigen an dem, was dort mit ihnen eingeschlossen war: dieses dürre, knorrige, an manchen Stellen weiß ummantelte Birkenholz.

Er hätte klopfen sollen. Mehr dachte er nicht. Wie nackt sie dort stand. Nackter als er zuvor, da sie nichts zur Schau tragen musste, weil sie allein war, sich allein wähnte. Weil sie niemandem gefallen musste. Nicht ihm, weil sie ihn draußen wähnte. Nicht denen draußen, weil in dieser Nacht, bei diesem Wetter, ohnehin niemand um die Fabriken schlich. Sie stand dort, als hätte sie ihm die Schleier von seinen Augen gezogen, um sie sich selbst vorne hinzuhalten. Weißes, blickdichtes Leinen, das eben noch Schnee auf seinem Gesicht gewesen war: Er riss die Augen auf.

Sie könnte das Wort *Hubschrauber* in seine Bindehaut schreiben, oder *Schleier*, *Schleie*, Schiffsschrauben könnte sie malen, drei rotierende Blätter, drei rotierende Frauenmantelblätter. Sie könnte überhaupt, nein überhaupt. Sie spürte den Wein. Sie spürte auch etwas anderes, eine Wärme und eine Kälte, sie sollte. Sie sollte nachlegen. Sie sollte ehrlich bleiben. Seine Augen sind Himmel, die dem Horizont regnen. Was übrig bleibt von seiner Sicht, was übrig bleibt von ihrer Sicht, ist diese diffuse Linie, die man nicht deuten kann. Das Wasser von unten, das Wasser von oben, und kalt ist es da, und nichts ist zu sehen. Ja. Das Wort *blind* sollte sie in seine Bindehaut schreiben. Als sie sich umdrehte, erschrak sie: Er ist überhaupt nicht blind.

Jetzt ist sie sein Horizont. Jetzt ist sie eingedrungen in sein Reich. Zwischen ihm und ihr entfaltet es sich in dieser kurzen Zeit, in der das Tuch aus ihrer Hand gleitet. Zu Boden. Ihr zu Füßen. Soll

er springen? Soll er es aufheben? Wird sie auch fallen? Soll er dem vorbeugen? Hat sie mit ihm gerechnet? Hat sie einen anderen erwartet? Hat er eine Schwelle überschritten? Stört er in diesem fremden Raum?

Er konnte sich nicht rühren. Sein Mantel war ein Gefängnis. Es tropfte von den Ärmeln. Doch sein Reich entfaltete sich schnell. Schneller, als er denken konnte, entstand da ein Heer an Möglichkeiten. Es ritt auf ihn zu, umkreiste ihn, überschlug sich und mitten im Gerangel erkannte er zwei Glocken. Sie stachen ihm in die Augen, in alte Bilder, die dort verstaubt, vergessen, verkehrt herum hingen. Was bis hierher unsichtbar gewesen war, entpuppte sich jetzt als Klinge, als dreikantiger Schmerz im Erinnern. Dass da einmal ... genau das. Doch weiter konnte und wollte er nicht spüren. Er wünschte sich, das Fechten möge aufhören, wünschte sich eine lederne Scheide für diesen Degen, eine stählerne für diesen Dolch. Abwehrend hob er eine Hand wie zum Gruß.

„Würden Sie bitte die Tür schließen“, sagte sie, es war keine Frage.

Er sah sie an und nickte, als schlosse sich die Tür durch seine Zustimmung von selbst.

„Die Tür ist hinter Ihnen“, erklärte sie geduldig, „ich friere.“

„Das sehe ich“, sagte er, und zögerlicher: „Ich friere auch.“

Jetzt erst sah sie ihn tropfen. Er stand in einer Lache aus Regen, geschmolzenem Schnee. Vielleicht stand er auch auf Eis oder in Klebstoff, er rührte sich nicht von der Stelle. Sie ging um ihn herum und schloss sanft die Tür.

Sie war hinter ihm. Vor ihm lag das frauenlose Tuch neben dem Richterstuhl. Etwas Neues lag in der Luft. Es war nicht das Feuer in seinem rechten Augenwinkel. Es war weniger als ein Zischen und mehr als ein Knistern. Es war wie ein Lied, das, ungesungen draußen in der Nacht, ihm schwebend durch kahle Äste gefolgt war, hierher ins Zimmer, in diesen hohen Raum, wo es sich jetzt ausbreitete bis in die trockenen Blätter der Haselnusszweige. Ein leises Prasseln, als fielen Ligaturen auseinander in ein dumpfes Stakkato. Unsaubere Triolen, die ihm den Atem raubten. Als wäre er auf brennenden Sohlen gerannt, gestrauchelt, gelaufen um dieses Lebensnotwendige, um dieses eine Geschenk, das er vergessen hatte, zu besorgen. Er konnte nur sagen:

„Die Weiden blühen schon.“

„Die Weiden.“

Sie stand in seinem Rücken, nackt, nichts als eine Klinke in der Hand. Er dachte *Flobmarkt*, und wie billig er diesen alten Lodenmantel damals erstanden hatte. Jetzt wollte er ihn loswerden. Sofort. Er wollte alles loswerden. Seine Kleider. Seine Erinnerungen. Er hoffte, dass sich seine Zukunft nicht nach logischen Maßstäben aus seiner Vergangenheit entwickelte, denn dann, dann könnte er sofort auf der Stelle umkehren, diese Tür schließen für immer. Er hörte den Schlüssel sich drehen. Er hörte auch das metallene Klacken am Ende der Drehung. Der Bolzen war in seine Falle gesprungen.

„Die Weiden also“, wiederholte sie, umrundete ihn und begann seinen Mantel zu öffnen. Der Loden war nass, aber weich.

„Die Kornelkirschen werden bald so weit sein.“

In einem der Knopflöcher stak ein kleines Ästchen. Das war keine Kornelkirsche. Diese Reste von Braun gehörten zu einem Buchenblatt.

In seinem linken Auge öffnete sie Knöpfe. In seinem rechten sah er eine Felswand, aus der ein Wasserfall stürzte. Da ergab er sich dem Aufwärtsfließen in ihrer Haut. Er strich mit dem

Zeigefinger über ihr Brustbein, folgte diesem Zauber nach oben. Die Handfläche hielt er offen, als könne er sie im Streichen gleichzeitig füllen mit dem, was stürzte. Wasser, das seinen Durst stillte, bevor es sich in diesen dunklen kleinen Weiher ergoss. Bevor es in jener Fülle verschwand, aus der er nicht mehr trinken, in die er nur noch fallen konnte, um zu schwimmen, um sich treiben zu lassen, wie nun seine Hand auf ihren Locken: Sie standen so prall um den Kopf wie über der Kante der Wald, der jene Schlucht säumte. Im Frühling würde dort in den Buchen ein einzelner Kirschbaum blühen.

Als er seine Hand zurückzog, streifte sie ihm den Mantel ab und hängte ihn über den Stuhl, schob alles zusammen vor den Kamin und blieb dort stehen. Ihre Vorderseite brannte. Seine Finger auch.

Sie spürte den Fäden nach, legte leise ihre Finger an den Hals. Sie wollte das Netz nicht zerstören, das er ihr unsichtbar straff auf die Haut gezeichnet hatte, sorgfältig, um nicht die Spinne zu wecken. Versteckte sie sich in ihrem oder in seinem Körper? Wer wäre die Beute? Derjenige, der sie weckte? Sie seufzte. Er denkt nicht an die Spinne, dachte sie. Er hat so viel Achtung für alle und alles. Er wird an seiner Zurückhaltung zugrunde gehen. Sie sollte sich anziehen.

Allmählich begann zu verdampfen, was er sich auf seiner nächtlichen Runde aufgeladen hatte, Schnee, Wasser und Eis. Die Kälte löste sich auf in zarte, weiß-ätherische Schwaden. Wie kleine Schwestern der Flammen. Wie kleine Schwestern des Rauchs, der über den Flammen in den Kamin stieg, hinauf auf das Dach. Allesamt Kinder seiner Atemzüge draußen. Äußerlich fror er. Innen war ihm heiß. Dieses glühende Holz, das schon die Asche in sich barg. Er fühlte sich unfähig, die Glut zu genießen. Dieses Blinken und Leuchten im Dunkeln. Signale einer tief greifenden Verwandlung, einer irreversiblen Metamorphose seiner morschen Teile hin zu fruchtbarem Dünger für neu zu beackernde Felder. Ein Weiß gefiltert aus seinem Schwarz. Er wäre bereit, auch gesunde Teile zu opfern. Staub zu sein, leicht genug für den Wind. Danach sehnte er sich. Das Getragensein von etwas, das bewegter war als er und eine Richtung kannte. Etwas, das ihn ungefragt mitnahm, das ihn unbewertet dort absetzte, wo er einem anderen, einem Größeren dienen konnte, in dem, was er war. Im Sterben ein Nützlich. Gehmacher hatte Millionen hinterlassen. Seine Asche aber hatten sie nicht verstreut.

Gabriele Bösch, geboren 1964 in Koblach/Vorarlberg. Literarische Arbeiten, Veröffentlichungen in Zeitschriften und Lesungen seit 1996. 2004 Literaturstipendium des Landes Vorarlberg, 2005 Zweite beim Prosapreis Brixen-Hall. Gabriele Bösch lebt mit ihrem Mann und ihren fünf Kindern in Hohenems. Zuletzt erschienen: Der geometrische Himmel (2007).